

Gion Condrau

Jedem seinen eigenen Tod

Sozialpsychologische und soziokulturelle Aspekte des Todes

»O Herr, gib jedem seinen eignen Tod.
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not.«

Ausgehend von den Zeilen Rainer

Maria Rilkes entsteht hier ein

vielschichtiges Bild vom Tod, der seit jeher Denken und Kultur mitgeprägt hat.

Jede Epoche muss neu bestimmen, was es bedeuten könnte, frei zu werden für das »Sein zum Tode«.

Der Tod als individuelles Ereignis

● Liegt nicht in den Worten Rainer Maria Rilkes aus dem dritten Stundenbuch »Von der Armut und von dem Tode« der Wunsch nach dem eigenen, unverwechselbar eigenen und nur mir oder dir gehörigen Tod, einem Tod, den ich selbst bestehen muss, einem Sterben, das nur mir und meinem Leben mit seiner Liebe, seinem Sinn und seiner Not ein Ende setzt? Kann man vom Tod überhaupt sprechen, ohne gleich hinzuzufügen, wessen Tod nun gemeint ist, mein Tod oder der Tod des anderen? Der Ausspruch Rilkes sagt es doch deutlich: jedem *seinen* Tod. Also geht es doch um *meinen* Tod, als je meiniges Schicksal. Fällt der Tod damit in meine (alleinige) Zuständigkeit, ist es ausschließlich meine Sache, wie ich mit der Gewiss-

heit des Sterbenmüssens, mit der Gewissheit meiner Vergänglichkeit in dieser Welt umgehe?

Das befremdliche Possessivpronomen »mein« lässt nun allerdings offen, was »Tod« eigentlich bedeutet und was »Leben« wirklich ist. »Man weiß es genau, wenn ein Wort absolut nicht zuweisbar oder nicht verweisend bleibt, was seinen Begriff oder Gegenstand betrifft, dann ist es wohl das Wort ›Tod‹«, meint der französische Philosoph Jacques Derrida. Nicht von ungefähr lassen uns alle Bemühungen, den Tod als solchen zu definieren – sei es philosophisch, theologisch, psychologisch oder biologisch – im Stich. Ähnliches gilt es vom Leben zu sagen. So genau wissen wir weder wann es *beginnt*, noch was es eigentlich *ist* und *warum* es endet, obwohl wir als Menschen ein *Seinsverständnis* besitzen.

Im Grunde haben wir bereits ein sprachliches Problem, wenn wir vom Tod sprechen. Im Deutschen ist er maskulin, *der* Tod, in den lateinisch-stämmigen Sprachen, abgeleitet von *mors* (feminin), *la mort*, *la morte*, *la muerte*. Aber ist dies wichtig? Steht ein tieferer Sinn dahinter? Kennen wir ihn besser, wenn wir ihn als

männlich oder weiblich personifizieren? Gewiss, in Kunst und Literatur wird der Tod (fast) ausschließlich männlich dargestellt, wenn auch zumeist schlicht als Skelett. Offenbar lässt sich nur so mit dem Tod streiten, wie es der »Ackermann aus Böhmen« 1399 tat, dem Gott als Schiedsrichter die Ehre, dem Tod aber den Sieg zugestand. Nicht immer lässt es sich jedoch mit dem Tode streiten wie in der Renaissance. Im Grunde ist er ein heimtückischer, unberechenbarer, gemeiner, hinterlistiger und chaotischer Geselle, der sich an den Menschen heranschleicht, ihn unvermittelt trifft, selbst dann, wenn er am wenigsten erwartet wird. Wie heißt es doch in der dritten Strophe des wohl bekanntesten Studentenliedes »Gaudeamus igitur« von Christian Wilhelm Kindleben aus dem Jahre 1781, das auf die begrenzte Zeit unseres frohen Lebens hinweist: *vita nostra brevis est, brevi finiatur* – unser Leben ist kurz und wird binnen kurzem beendet werden; *venit mors ve-*

»Nicht von ungefähr werden
die Menschen seit alters her die
Sterblichen genannt.«

lociter, rapit nos atrociter, nemini parcetur – der Tod kommt schnell, er raubt uns grausam hinweg und verschont niemanden. So ungewiss der Zeitpunkt seines Erscheinens ist, so gewiss ist es, dass er kommt. Nicht von ungefähr werden die Menschen seit alters her die *Sterblichen* genannt, nicht von ungefähr *weiß* der Mensch um seine Endlichkeit, und nicht von ungefähr kann der deutsche Denker Martin Heidegger sagen, das Dasein sei eigentlich ein »Sein zum Tode«.

Dass Letzteres Konsequenzen hat, versteht sich von selbst. Der Tod ist nicht lediglich das Ende unserer leibhaftigen Existenz, er be-

gleitet uns das ganze Leben hindurch, ja er ist Teil unseres Daseins, er gehört zum Dasein. »Sobald ein Mensch zum Leben kommt, so gleich ist er alt genug zu sterben« (Ackermann aus Böhmen). Das erinnert an Senecas Ausspruch über den permanenten, von Geburt an bevorstehenden Tod, und Heidegger vermerkt dazu, der Mensch sterbe fortwährend, solange er auf dieser Welt weilt. Der Tod ist ein Phänomen des Lebens, heißt es in »Sein und Zeit« (1927). So fragt man sich, ob denn die Philosophen mehr über den Tod und dessen Sinn verstehen als der nicht philosophisch Geschulte, oder gar als die Theologen einerseits oder die Biologen andererseits. Was bedeutet es denn, dass der Sterbliche über seine Endlichkeit Bescheid weiß? Andererseits hören wir auch von philosophischer Seite, es gebe für den freien Menschen nichts Unsinnigeres, als über den Tod nachzusinnen (Spinoza). Und doch sind es gerade Philosophen und Dichter, die wohl besten Kenner der menschlichen Seele, die sich zum Todesproblem geäußert haben.

Lucius Annaeus Seneca unterschied eine *mors matura* von einer *mors immatura*, also einen Tod des gereiften Menschen und einen Tod des noch nicht Gereiften. Wir pflegen zu sagen, dieser oder jener habe ein erfülltes Leben gehabt, ein anderer sei viel zu früh gestorben. Gibt es aber überhaupt eine »*mors matura*«? Ist es nicht vielmehr so, dass der Tod sich nicht darum kümmert, ob wir dafür »*matur*«, d.h. reif sind oder nicht? Schon Seneca schien daran zu zweifeln: *intelleges te immaturum mori* – erkennen wirst du, dass du stirbst vor der Zeit.

Und doch: was ist die Zeit? Lässt sich diese anhand der Uhr feststellen, anhand des Kalenders, der Tage, Monate und Jahre, die ein Mensch gelebt hat? Oder spielen andere Qualitäten der Zeit eine Rolle? Gelangen wir da

nicht vielmehr zur sozialpsychologisch und soziokulturell wichtigen Frage, wie der heutige Mensch mit dem »Tod« umgeht? Die Zeit für

»Nicht die Jahre sind es, die im Leben zählen, sondern das Leben in diesen Jahren.«

das Leben mag in vieler Hinsicht individuell sein, es ist vielleicht nicht so wichtig, wie alt ein Mensch wird, bis er stirbt, als vielmehr, wie er die Zeit seines Lebens genutzt hat. »Nicht die Jahre sind es, die im Leben zählen, sondern das Leben in diesen Jahren«, sagte ein Freund anlässlich einer Trauerfeier. Zeit bedeutet Datierbarkeit, Dauer, Deutbarkeit und Öffentlichkeit. Dies betrifft unser Verhältnis zum Tode, das, wie Heidegger sagt, wesenhaft *Angst* ist. Es betrifft aber auch die Frage des Umganges mit den *Toten* und es betrifft gesellschaftspolitisch die willkürliche Festsetzung des *Todeszeitpunkts*.

Der Tod als soziales und kulturelles Phänomen

● Wenn ich gesagt habe, der Tod falle in die Zuständigkeit des Individuums, so stimmt das nur zum Teil, nämlich sofern es sich lediglich um *meinen* Tod handelt. Nun lebe ich nicht allein in dieser Welt, und sofern der Tod zum Leben gehört, ist er auch ein Problem der Gemeinschaft. Das Dasein ist als solches grundsätzlich immer ein Mitdasein, also ein Mitsein. Dieses Mitsein ist als Grundelement des Daseins unabhängig davon, wie wir im Alltag unser Miteinandersein gestalten. Es ist immer Mitsein, selbst in der gelebten Abgeschlossenheit, in der Einsamkeit und Ichbezogenheit des modernen Menschen. Wenn vom Sozialen

oder vom Kulturellen gesprochen wird, geschieht dies auf der Grundlage mitmenschlichen und mitweltlichen Seins des Menschen. Mitsein und Sein zum Tode sind gleichursprünglich. Woraus auch die Verantwortung folgt, die Emmanuel Levinas formuliert: »Ich bin verantwortlich für den anderen in dem Maße, wie er sterblich ist.«

Tatsächlich stirbt der Mensch auch dann nicht allein, wenn er beispielsweise im Alleingang über einen Gletscher in eine Spalte fällt und keine Rettung seines Lebens ihn vor dem sicheren Tod bewahrt; und kein in seine eigene Welt eingeschlossener Psychatriepatient ist vom Mitsein ausgeschlossen. Einsamkeit ist die Privation der Gemeinsamkeit und als solche gera-

»Mitsein und Sein zum Tode sind gleichursprünglich.«

de auf diese verweisend. Mit anderen Worten: Das Sterben anderer ist auch Teil meines eigenen Sterbens, besonders dann, wenn mir der andere nahe stand. Der Tod des anderen mag uns in verschiedener Weise berühren. Jener eines Kindes geht uns vielleicht näher als jener eines Greises, das langsame Sterben eines unheilbar Schwerkranken kann erlösend sein, der plötzliche Unfalltod oder das unvorhersagbare Herzversagen eines Menschen erschreckend. Selbst der anonyme Tod Hunderttausender, die in einem Massengrab liegen, lassen uns nicht gleichgültig, auch dann nicht, wenn wir ihn scheinbar abstrakt und distanziert zur Kenntnis nehmen.

Todesangst

● Der Umgang mit der Todesangst ist von ubiquitärer Bedeutung und nicht nur Sache des

Einzelnen. Denken wir an die verschiedenen, auch soziokulturell bedingten Fluchtmöglichkeiten vor der Gewissheit des Todes und der Ungewissheit seines Zeitpunktes, so erschließt sich uns ein weites Feld von Verhaltensmöglichkeiten, die aufzuzählen den Rahmen dieses Beitrags bei weitem sprengen würde. Der Mensch kann sich gegen alles versichern, gegen Krankheit, Altern, Diebstahl, Einbruch, Besitzverlust, nur nicht gegen den Tod, somit auch nicht gegen die ihn bedrängende Todesangst. Oftmals hat man den Eindruck, dass die Todesangst in ihr Gegenteil gekehrt wird, in eine unausgesprochene, aber nicht unsichtbare *Todessehnsucht*. Andererseits helfen Heilslehren die immanente Todesangst zu überwinden, mindestens zu besänftigen; kulturelle Gebräuche sollen uns mit dem Tod versöhnen, man versucht mit ihm ein Bündnis einzugehen, ihn zu verleugnen, zumindest ihm »den Stachel zu nehmen«. Kann der Mensch aber wirklich die Todesangst »wegstecken«, aus seinem Denken und Fühlen verbannen, ihr den Rücken zukehren? Sind denn nicht in unserer so modernen Welt Medizin und Technik dazu aufgerufen, den Tod zu besiegen und damit das Leben angstfrei zu gestalten? Oder steckt letztlich hinter allen religiösen und ärztlichen Bemühungen immer noch der Glaube an die leibliche Unsterblichkeit des Daseins? Oder gibt es wirklich Menschen, die dem Tode »mit heiterer Gelassenheit« (Medard Boss) entgegensehen?

Der Umgang mit den Toten

● Jedenfalls werden wir täglich durch die Medien an den Tod gemahnt, sei es durch die Nachrichtenflut, die auf uns herabregnet, sei es durch die täglich erscheinenden Todesnachrichten, Abdankungsfeiern, Begräbnisankündigun-

gen. Besonders die *Beerdigungsriten* sind von soziokultureller Bedeutung. In unserer industriellen Welt haben sie an Bedeutung verloren, der

»Gibt es wirklich Menschen,
die dem Tode mit heiterer
Gelassenheit entgegensehen?«

Leichnam wird »im engsten Familienkreis« unter Ausschluss der Öffentlichkeit der Erde übergeben. Selbst die *Trauer* hat ihre öffentliche Bedeutung eingebüßt, diese dumpfe Trauer beim Verlust eines geliebten Menschen, die in früheren Zeiten öffentlich zur Schau getragen werden durfte. Das Leichenmahl ist wohl noch ein kleiner Überrest vergangener Zeiten, der u.a. auch der Trauerbewältigung dient.

Nicht so bei so genannten »primitiven« Völkern – sofern dieser Ausdruck noch gebraucht werden darf –, wo Begräbnisse immer noch in der Öffentlichkeit »gefeiert« werden, wie z.B. in Ghana. In diesen »native societies« wird die Gruppensolidarität gegen Todesangst und irrationale Abwehrreaktionen dadurch gerettet, indem ein natürlicher Vorgang zum sozialen Ritual erhoben wird (Scherer). Der Tod eines Stammesangehörigen kann zum Anlass ausschweifender Feiern werden. Im aufgeklärten Zeitalter unserer westlichen Zivilisation mit ihrem ökonomisch-industriellen Fortschritt gibt es das nicht. Tote werden zu Leichnamen, die zumeist aus den Spitalsbetten direkt in die Abdankungshallen, in die Särge und von dort in die Urnen gelangen; Erdbestattungen werden seltener. Der medikamentalisierte Krankenhaus-tote ist eben nicht der gleiche Tote wie der zu Hause Gestorbene. Sterben und Tod sind *inhuman* geworden, anonym und einer kurzlebigen Trauer überlassen.

Der vorzeitige Tod

● Soeben habe ich von einem »inhumanen« Tod gesprochen. Kann man denn überhaupt von einem »humanen« Tod reden? Als »humanes« Ereignis gehört der Tod unabdingbar zum Leben, auch wenn Tod und Sterben im eigentlichsten Sinne als »inhuman« begriffen werden, selbst wenn von einem würdevollen oder würdelosen Tod gesprochen wird. Zweifellos gibt es aber in unserer Gesellschaft ein »inhumanes Sterben«. Etwa den *gewaltsamen Tod*, durch ei-

»Sterben und Tod sind inhuman geworden, anonym und einer kurzlebigen Trauer überlassen.«

gene oder fremde Gewalt herbeigeführt, herkömmlich bekannt als *Suizid, Euthanasie, Hinrichtung*. Wir berühren hier Fragen von höchster ethischer, religiöser und politischer Brisanz. Zwar wird heute eine »Freiheit zum Tode« proklamiert, eine Freiheit, den Zeitpunkt des Sterbens in die Bestimmung des Einzelnen zu legen, doch hat eine solche Freiheit über Leben und Tod nichts, aber auch gar nichts mit dem Freiwerden des Menschen für das »Sein zum Tode« zu tun.

Literatur:

- Gion Condrau, *Der Mensch und sein Tod – certa moriendi condicio*, Stuttgart ²1991.
 Medard Boss, *Grundriss der Medizin und der Psychologie*, Bern ³1999.
 Jacques Derrida, *Aporien. Sterben – Auf die »Grenzen der Wahrheit« gefasst sein*, München 1998.
 Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen ⁸1957.
 Emmanuel Levinas, *La mort et le temps*. L'Herne 60, Paris 1991.
 Lucius Annaeus Seneca, *De brevitate vitae*, Stuttgart 1980.

*Hier liegt der Leib Benjamin Franklins,
 eines Buchdruckers,
 gleich dem Deckel eines alten Buches,
 aus welchem der Inhalt
 herausgenommen
 und der seiner Inschrift und
 Vergoldung beraubt ist,
 eine Speise für die Würmer.
 Doch wird das Werk selbst
 nicht verloren sein,
 sondern, wie er glaubt,
 dermaleinst erscheinen
 in einer neuen, schöneren Ausgabe,
 durchgesehen und verbessert vom
 Verfasser.*

Inscription des Grabsteins von B. Franklin,
 zit. nach Jörg Zink, *Auferstehung. Und am Ende
 ein Gehen ins Licht*, Stuttgart 1999, 156.